

I. Vorbemerkung

Den Ausgangspunkt dieser Arbeit bilden zwei zentrale Texte: Denis Diderots *Paradox über den Schauspieler* (geschrieben um 1769, erstmals erschienen 1830) und Bertolt Brechts Lustspiel *Mann ist Mann* (vornehmlich in der ersten Fassung von 1926).¹ Beide Texte, so die Ausgangsbeobachtung, weisen eine inhaltliche wie formale Radikalität in Bezug auf die Frage von personaler ›Identität‹ respektive ›Nicht-Identität‹ auf, die sich mit Philippe Lacoue-Labarthe unter die Formel eines ›Subjekts ohne Subjekt‹ bringen lässt und – so die Arbeitshypothese – trotz der verschiedenen historischen Kontexte auch und gerade heute von nicht nur philosophischem, sondern auch politischem Interesse ist. In beiden Fällen taucht dieses ›Subjekt ohne Subjekt‹ oder ›Dividuum‹ in der Sphäre des Theaters, mithin als Schauspieler (*Comédiens*) auf. Insofern befindet es sich immer schon im Bereich des Erscheinens, der Darstellung, der Sprache, und nicht in dem des ›Seins‹ oder der unmittelbaren Präsenz. Grob verkürzt befindet es sich also in einem Bühnenraum, und zwar gemeinsam mit anderen, nicht in einem Vakuum begrifflicher Abstraktionen. Die Frage nach der Darstellung des Materials, das dieser Arbeit zugrunde gelegt wird, ist darum in besonderem Maße diffizil.

Der Aufbau der Arbeit folgt der Logik der Gegenstände, der Fragen, die an diese herangetragen werden, sowie jener Fragen, die sich im Verlaufe der Arbeit hinzugesellen. Mit Brecht gesprochen, der 1937 eine *Diderot-Gesellschaft*²

1 Die vorliegende Arbeit ist als Dissertation im Rahmen der SNF-Förderungsprofessur »Fremd- und Vieltun. Zur Verwirklichung demokratischer Freiheit in Formen des Nicht-Identischen« (2015-2019) von Prof. Dr. Christine Abbt an der Universität Luzern entstanden. Der ursprüngliche Titel lautete: »Para-Doxa über Theater. Erscheinungsweisen des Nicht-Identischen bei Denis Diderot und Bertolt Brecht«.

2 Vgl. zu diesen Plänen Reinhold Grimm: »Nachwort«, in: Denis Diderot: *Paradox über den Schauspieler*, übers. von Katharina Scheinfuß und mit einem Nachwort von Reinhold Grimm, Frankfurt a.M. 1964, S. 71-79. Wir beziehen uns im Folgenden durchgängig auf

gründen wollte, die jedoch nie verwirklicht worden ist, lässt sich das Vorgehen somit als ›induktiv‹ bezeichnen:

Die Gesellschaft für induktives Theater [d. i. die Diderot-Gesellschaft, S. Sch.] ist sich bewußt (realizes), daß das Interesse an einer realistischen, d. h. die Realität meisternden (die Realität erlaubenden) Darstellung des gesellschaftlichen Zusammenlebens der Menschen, an einer Darstellung des gesellschaftlichen Zusammenlebens der Menschen, welche dieses Zusammenleben erleichtern kann, indem es dasselbe produktiv gestaltet, kein allgemeines ist.³

In dieser Programmatik der geplanten Diderot-Gesellschaft wird ein weiterer für diese Arbeit wichtiger Punkt genannt: Die Beschäftigung mit dem ›Subjekt ohne Subjekt‹, wie es in unterschiedlicher Weise bei Diderot und Brecht auftaucht, ist kein Selbstzweck, keine rein philosophische, philologische oder ästhetische Fragestellung, sondern berührt unweigerlich Fragen nach dem ›gesellschaftlichen Zusammenleben der Menschen‹, wie Brecht es ausdrückt, das heißt, sie berührt das Soziale und das Politische – wie auch immer diese Kategorien konkret definiert werden.

Die Auswahl der zitierten, diskutierten und in die jeweiligen Fragestellungen einbezogenen Texte und Autoren folgt dabei vornehmlich drei Kriterien, nämlich erstens Relevanz (für die hier konkret verhandelten Fragen), zweitens Qualität (in der jeweiligen Sache) und drittens Aktualität (nicht im Sinne der neuesten Publikationen, sondern im Sinne eines tatsächlichen, möglicherweise auch nicht allgemeinen Interesses für unsere Gegenwart). Dies bedeutet im Umkehrschluss notwendigerweise auch, dass mitunter Texte, Namen, Theorien und Bezüge fehlen mögen, die es für ein wirklich umfassendes Bild noch in den Blick zu nehmen gälte. So gesehen handelt es sich um einen Bau von Lücken, dessen Umrisse jedoch trotzdem erkennbar und dessen Ergebnisse keine bloße Wiederholung des anderswo schon Gesagten sein sollten,

diese Übersetzung. Eine weitere deutsche Übersetzung liegt vor von Felix Rellstab: vgl. Denis Diderot: *Paradox über den Schauspieler*, übers. und eingeführt von Felix Rellstab, Wädenswil 1981.

- 3 Bertolt Brecht: »Brief an Max (Mordecai) Gorelik, Svendborg, Datierung von Margarete Steffin: 19. März 1937«, in: ders.: *Werke. Große kommentierte Berliner und Frankfurter Ausgabe in 30 Bänden, Briefe 2*, Bd. 29, hg. von Werner Hecht, Jan Knopf, Werner Mittenzwei und Klaus-Detlef Müller, Berlin/Weimar/Frankfurt a.M. 1998, S. 24. (Im Folgenden werden alle aus dieser Werkausgabe zitierten Texte folgendermaßen nachgewiesen: GBFA Bandnummer, Seitenzahl.)

sondern im besten Falle mithilfe des bereits anderweitig Erarbeiteten andere mögliche Pfade aufzeigen sollten, die dann, vielleicht, weitergegangen werden können.

Erwähnung finden muss hier auch die Tatsache, dass in der vorliegenden Arbeit zumeist *keine* gendergerechte Sprache Verwendung findet, soll heißen, dass in aller Regel etwa von ›dem Schauspieler‹ (dieser kommt besonders prominent vor) die Rede ist, und zwar aus dem einfachen Grund, weil dies den Diskurs der behandelten Texte abbildet. Dem entspricht keinerlei wie auch immer geartetes Bekenntnis, es ist lediglich der Versuch, die Sache angemessen darzustellen. Eine durchgängige Angleichung an den heute eher üblichen Sprachgebrauch käme in diesem Fall einer Verfälschung des Gegenstandes oder doch zumindest einer nicht sachdienlichen Verwirrung der Leserin gleich. Diese ist somit dazu aufgefordert, je nach Kontext selbst zu entscheiden, ob im jeweiligen Fall beide Geschlechter gemeint sind oder nicht.

Zugleich soll jedoch nicht unterschlagen werden, dass in jüngster Zeit Judith Butler eine Verbindung zwischen Benjamins Brecht-Lektüre, also insbesondere der Bedeutung der ›Geste‹ und dem ›Zitat‹ im ›epischen Theater‹, und ihrer Theorie der Genderperformativität herzustellen versucht.⁴ Wir werden auf diesen Text in den Kapiteln zu Brecht explizit eingehen und unser Fazit an ihren Überlegungen orientieren.

Zuletzt soll keineswegs verschleiert werden, dass jeder Text unweigerlich Spuren seiner Entstehungsbedingungen mit sich führt, im Positiven wie im Negativen. Das betrifft in erster Linie die Verfasserin selbst: Kein Text, auch kein wissenschaftlicher, kann für sich in Anspruch nehmen, gänzlich ›neutral‹ oder ›objektiv‹ zu sein. Jedes Sprechen ist perspektivisch. In zweiter Linie betrifft dies, grob zusammengefasst, gesellschaftliche und institutionelle Rahmenbedingungen oder das Dispositiv: Kein Text, auch kein philosophischer, kann gänzlich unabhängig sein von jenen ›Sachzwängen‹, die zum Zeitpunkt

4 Vgl. Judith Butler: *Wenn die Geste zum Ereignis wird*, übers. von Anna Wieder und Sergej Seitz, Wien 2019, S. 39: »Meines Erachtens durchzieht die Geste, als ein zitathaftes Akt, den Bereich der Sprache und der Performanz. Darüber hinaus denke ich, dass der Doppelsinn des Performativen nicht nur für das Verständnis der Dynamik der Genderperformativität wichtig ist, sondern auch für das Verständnis der Geste, insofern diese sowohl ein Zitat als auch ein Ereignis darstellt und als eine kritische Praxis konzipiert werden kann, die sich gemeinhin akzeptierten Formen der Gewalt entgegenstellt.«

seiner Entstehung geherrscht haben und die meist erst mit einer genügenden Distanz erkannt und angemessen beurteilt werden können.

Diese letzten Bemerkungen mögen dem einen oder der anderen trivial erscheinen, doch scheinen sie zum Zeitpunkt der letzten Überarbeitung dieses Manuskripts – nämlich im Frühjahr 2021 – mehr denn je wieder notwendig geworden zu sein: »Wir schließen nicht, sondern brechen ab. Sie können, meine Damen und Herren, diese Betrachtungen mit Hilfe jeder guten Buchhandlung fortsetzen, gründlicher aber ohne diese.«⁵

5 Walter Benjamin: »Bert Brecht«, in: ders.: *Versuche über Brecht*, S. 9-16. Hier S. 16. Es bleibt an dieser Stelle zu hoffen, dass dies in Zukunft (wieder) uneingeschränkt möglich sein wird und gute Buchhandlungen, öffentliche Bibliotheken sowie andere Räume öffentlicher Bildung, insbesondere die Universitäten, nicht über kurz oder lang verschwinden werden.